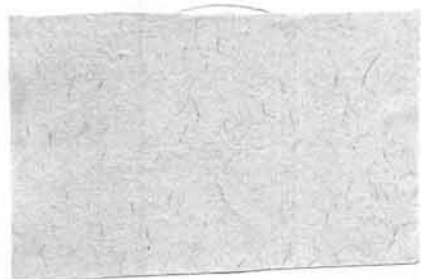


Jahrbuch der Stadt Linz 1936



Linz 1937

Herausgegeben von der Stadtgemeinde Linz

Inhalt.

	Seite
Aus dem Leben und Schaffen der Landeshauptstadt Linz	5
August Zöhrer:	
Die Bevölkerung von Linz und ihr Wohnraum	55
Berhard Salomon:	
Familiengeschichte und die Linzer Matrikeln	73
Eduard Straßmayr:	
Alt-Linzer Höfe	82
Alfred Hoffmann:	
Linzer Bürgerreichtum im 17. Jahrhundert	99
Wolfram Buchner:	
Kaspar Modler, Glied einer großen bayrischen Stukkatoren- familie und Stukkator in Linz	117
Franz Berger:	
Enrica von Handel-Mazzetti und Linz	128
Edmund Guggenberger:	
Dr. Alexander Brenner †	147
Hans Oberleifner:	
Alt-Linzer Gelegenheits- und Gebrauchsgraphik	150
Josef Gemes:	
Der Linzer Verkehr im Wandel der Zeiten	167
Ernst Neweklowsky:	
Linz und die Donauschiffahrt	178

Linzger Bürgerreichtum im 17. Jahrhundert.

Von

Dr. Alfred Hoffmann.

So wie vor mehr als hundert Jahren zur Zeit der Napoleonischen Vorherrschaft die Geistesströmung der Romantik allgemein das deutsche Volk erfaßte und man aus der großen Vergangenheit Kraft für die Erneuerung zu schöpfen suchte, löste auch der letzte Weltkrieg eine ähnliche Richtung aus, welche hauptsächlich dem Gebiete der Heimat- und Volkskunde ihr Augenmerk zuwandte. Da sich alter Brauch und alte Sitte bis heute noch immer im Bauerntum am stärksten erhalten haben und dieses auch den Lebensquell für das Wachstum und die Gesundheit des Volkes bildet, ist es verständlich, daß man in der Volkstumsforschung fast ausschließlich bäuerliche Verhältnisse untersucht und damit beinahe eine andere wichtige Schichte, nämlich das Bürgertum, vernachlässigt. Es gehört daher auch zur Aufgabe der Stadtgeschichtsforschung, diese Einseitigkeit in der Volkstumsforschung durch erhöhte Betonung der kulturellen Leistungen und Werte des alten Bürgertums vermeiden zu helfen.

War auch in älterer Zeit in unserem Heimatlande im Vergleich zu heute der zahlenmäßige Anteil der bäuerlichen Bevölkerung noch viel größer, so ist aber doch anderseits sehr zu beachten, daß die städtische Bevölkerung sich nicht so sehr aus dem Bauernlande her ergänzte, sondern die bürgerlichen Siedlungen (insbesondere die größeren wie Linz) des ganzen Landes, ja des ganzen Deutschen Reiches untereinander die Bevölkerung austauschten. Dazu kommt noch, daß man nicht nur die ständische Gliederung in Geistlichkeit, Adel, Bürger, Bauern im Rechtsleben strenge einhielt, sondern diese Gruppen auch durch die verschiedensten Polizeiordnungen sogar in kultureller Hinsicht — vor allem in Kleidung und Schmuck — zu unterscheiden suchte. Die Stadt und ihre Bevölkerung bildete aber nicht nur einen eigenen Kulturkreis für sich, sondern hatte auch eine starke Einwirkung auf das bäuerliche Leben, in welches viele städtische Gebräuche eindrangten und sich dort als „gesunkenes Kulturgut“ noch lange erhielten; die bürgerliche Volkskunde bildet daher auch eine wichtige Voraussetzung zum Verständnis der bäuerlichen Verhältnisse.

Nun entsteht aber die berechtigte Frage, woher wir die Kenntnisse vom Wesen der alten bürgerlichen Bevölkerung nehmen sollen, wo doch hier keinerlei lebendige Tradition wie etwa beim Bauerntum erhalten geblieben ist, um so mehr, als es gerade ein charakteristisches Merkmal der österreichischen Städte ist, daß die blutmäßige Fortpflanzung der bürgerlichen Familie (im Gegensatz zu vielen alten Reichsstädten) sich höchstens auf 3 bis 4 Generationen erstreckt. Trotzdem können wir die Möglichkeit einer *Bürgerumsforschung* bezagen, vermag doch in den Städten der seit jeher dort viel weitgehendere schriftliche Niederschlag der Verwaltung, jetzt verwahrt in den Archiven, Kunde über das Leben der bürgerlichen Gesellschaft zu geben. Freilich sind die Quellen, welche wir dafür heranziehen müssen, nicht für den zukünftigen Volkskundeforscher abgefaßt, sondern für die mehr rechtlichen und finanziellen Zwecke der städtischen Verwaltung, weshalb sie erst auf mühselige Weise zum Sprechen gebracht werden können.

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, aus den allerdings nur spärlichen Resten alter Todsfallaufnahmen und Inventare von Linzer Bürgern, die sich unter den Beständen des Landesgerichtsarchivs (Linzer Stadtrecht) im oberösterreichischen Landesarchiv vorfinden, ein kleines kulturgeschichtliches Bild zu entwerfen. Da die wissenschaftliche Untersuchung der Einzelheiten besser den zünftigen Volkskundlern und Museumsleuten überlassen bleibt, kann ich hier nur eine allgemein gehaltene Skizze bieten, welche bloß den Zweck verfolgt, Anregung zur weiteren Erforschung zu geben. Die zeitliche Begrenzung auf das Jahrhundert zwischen 1600 und 1700 ergibt sich zunächst für den Beginn dadurch, daß aus früherer Zeit überhaupt keine Inventare vorhanden sind; für den Abschluß aber durch die Erwägung, daß vor dem Ende der Theresianischen Zeit kein natürlicher Abschnitt in der kulturellen Entwicklung zu finden ist, anderseits aber mit Rücksicht auf den Rahmen der Arbeit eine Ausdehnung bis etwa 1780 nicht möglich war. Unsere Darstellung bewegt sich daher gerade um die mit dem Regierungsantritt des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. (1643) anzufangende Wende in der Kulturgeschichte des bürgerlichen Lebens.

Es ist schwer zu sagen, ob und inwieweit uns die Verlassenschaftsabhandlungen einen verlässlichen Einblick in die bürgerlichen Lebens- und Vermögensverhältnisse geben. Die Genauigkeit der Aufnahme ist sehr verschieden und außerdem besteht bei einem noch lebenden Ehegatten die Möglichkeit, daß ein Teil des Vermögens als diesem gehörig nicht aufscheint; desgleichen werden die noch bei Lebenszeiten an

Verwandte gemachten Geschenke nicht mitgerechnet. Infolge der außerordentlich geringen Zahl der vorhandenen Inventare, im ganzen 50 Stück, von denen aber nur etwa 35 verwertet werden konnten, machen die folgenden Ausführungen keinerlei Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, sondern sind lediglich als Ausschnitt aus dem Leben der Stadt Linz zu betrachten. Gewöhnlich wird in der Abhandlung nur der Name und das Datum, unter welchem die Vermögensaufnahme erfolgte (nicht Todesdatum!), seltener der Beruf angegeben:

Zacharias Burdhrainer 1600, Magdalena Michingerin Bürgerin und Nadlerin c. 1600, Christina Birdmayrin Bürgerin und Wittib c. 1600, Mathes Pärfl Binders Hausfrau c. 1600, Andre und Anna Postinger Tischler c. 1600, Hans Walther Bürger 1603, Maria Wisendin Bürgerin c. 1603, Sebastian Sumerauer 1616, Barbara Schäncherlin 1616, Sebastian Pichler Bürger 1620, Caspar Schwab Mitbürger und Schneider 1639, Andre und Anna Schädli 1641, Catharina Schecklin Mitbürgerin und Perlhefterin 1643, David Ballmiller Ratsbürger c. 1644, Paul Sayller Faßzieher 1646, Sophia Schafferin Wd. Sch. Schneiders Hausfrau 1647, Leonhard Thier Fleischhauer 1647, Maria Schaussintin Casp. Sch. Mitbürgers und Schusters Witwe 1649, Josef Simerl Bürger 1649, Elisabeth Stettingerin Bürgerin 1649, Martha Zeißlin Mitbürgerin und Stuftatorin 1655, Elias Seiz Bürger 1670, Jakob Schneider Bürger und Hofglaser 1670, Catharina Schoberin Mitbürgerin und Fleischhaderin 1670, Michael Schöffmayr Bürger und Handelsmann 1674, Sebastian Zauner Innerer-Rats-Ältester 1679, Kunigunde Bermahnin (vorh. Schröckingerin geb. Rußweherin, verh. mit Christian B. des Inneren Rats) 1682, Hanns Bernhard Medeck bürgerlicher Schneidermeister 1694, Adam Meischinger Mitbürger und Maurermeister 1694, Jungfr. Maria Euphemia Zaunerin 1694, Sophie Niedermillnerin bürgerl. Zeugmacherin 1699, David Wilhelm Männer J. u. L. Stadtschreiber 1701.

Das bürgerliche Vermögen gliedert sich in Barschaft (samt Außenständen), die Liegenschaften und die Fahrhabe. Den finanziellen Aufbau wollen wir jedoch nicht behandeln, sondern nur jenen Teil, der uns einen Einblick in das kulturelle Leben tun läßt, nämlich die Fahrhabe oder das bewegliche Vermögen.

Über die Wohnverhältnisse können wir uns nur schwer ein Bild machen, weil die Zimmeranzahl in der Regel aus den Inventaren nicht ersichtlich ist; nur bei zwei sehr wohlhabenden Bürgerhäusern erfolgte die Bestandsaufnahme zum Teil nach Wohnräumen. Der Haushalt des Sebastian Sumerauer bewegte sich in rund 25 Stuben und

Kammern, der von Sebastian Zauner in etwa 15 Räumlichkeiten; ob damit das ganze Haus ausgefüllt wurde, ist zweifelhaft, da in vielen Bürgerhäusern auch noch Mietparteien, die sogenannten Inwohner, ihr Heim hatten. Die große Anzahl der Räumlichkeiten erklärt sich daraus, daß zu den wirtschaftlichen Rechten des Vollbürgers die Ausübung des Gastgewerbes gehörte und daher die Kaufmannshäuser mit Fremdenzimmern und Gastlokalitäten ausgestattet waren. Außerdem wohnte damals das gesamte, oft sehr zahlreiche Personal im Hause des bürgerlichen Unternehmers. Nach altem Brauchekehrten die Fremden der einzelnen Orte in ihren gewohnten Gaststätten regelmäßig ein, weshalb dann auch ihre Unterkünfte nach ihnen benannt wurden. So gab es im Hause des Sebastian Sumerauer eine Nürnberger Stube, sowie eine Grazer Stube und Stubenkammer, dann eine Neuhauser (in Böhmen) Kammer; bei Sebastian Zauner eine Wiener-Neustädter Kammer. Dieser hatte auch ein „Studentenstübl“ und als Ältester des Inneren Rats außerdem noch eine Verhörstube eingerichtet, da in früherer Zeit viele öffentliche Funktionäre ihre „Amtsstunden“ im eigenen Hause abhielten; wir finden daher bei Zauner im Inventar nebst der Vermögensaufnahme auch ein Verzeichnis der bei ihm erliegenden Amts-(meist Prozeß-)Schriften. Sebastian Sumerauer wieder besorgte seine Handelsgeschäfte in einem eigenen „Schreibstübl“. In keinem größeren Haushalte fehlte ein Kindsstübl für den meist sehr zahlreichen Nachwuchs. Für die Gäste diente eine Gaststube und der „Sitzkeller“.

Erfahren wir über die Wohnräume selbst wenig, so können wir uns über ihre innere Ausstattung ein ganz gutes Bild machen. Die heute übliche möglichst starke Trennung zwischen Gebrauchs-, Wohn- und Schlafräumen kannte man im 17. Jahrhundert noch nicht; bei Sebastian Zauner standen auch in der Gaststube, der Stubenkammer und in der Verhörstube Betten. Einzelne Räume waren anscheinend, soweit dies aus der Anzahl der Möbel geschlossen werden kann, ziemlich groß. Nachrichten über die in Süddeutschland damals allgemein übliche Vertäfelung der Wände sind nicht zu finden, wohl aber werden „Spälier“, d. h. Tapeten, in einzelnen Fällen erwähnt.

Bei dem wichtigsten Möbelstück, nämlich dem Bett, können wir mehrere verschiedene Arten feststellen; durchschnittlich sind einfache „Spannbetten“ in Gebrauch, sonst werden noch am meisten die „Himmelbettgespannten“, d. h. Bettgestelle mit einem auf vier Säulen ruhenden Dach (oder Himmel), erwähnt; bei besserer Ausführung war der Himmel bemalt. Seltener werden Reisebetten (zum Teil zusammenlegbar),

Tafelbetten, Truhetten, Kinderbetten und Bitterbetten genannt. Sofern keine näheren Angaben vorhanden sind, dürften die Betten in der einfacheren Ausführung aus weichem Fichtenholz hergestellt worden sein, doch werden bei kostspieligeren Stücken solche aus braunem Nußbaumholz, vereinzelt auch schwarz gebeizt, genannt; sonst war noch der grüne Anstrich am beliebtesten. Als Zubehör werden manchmal die Bettschemel erwähnt, die bisweilen als kleine Truhetten eingerichtet waren.

Zur Aufbewahrung von Kleidern, Wäsche und Hausvorräten diente in älterer Zeit vorzüglich die *Truhe*, welche auch noch im 17. Jahrhundert eine beachtliche Stelle unter den Hausmöbelen einnimmt. In ihrer einfachsten Form war sie aus Fichtenholz gefertigt, mit Eisenbändern beschlagen und mit Schlössern versperrt; für die Reise besaß man jedoch bessere Ausführungen, sogar schon mit Leder überzogen, für Geld und Wertgegenstände schwere eiserne Truhetten.

Infolge der steten Bereicherung und Ausgestaltung der Kleidung erwies sich jedoch die Truhe im 17. Jahrhundert immer weniger geeignet, weshalb der *Kasten* schon häufig an ihre Stelle trat. Man unterschied je nach der Verwendung für besondere Zwecke Gewandkästen, Schankkästen, Speiskästen, Gewürzkästen, Schreibkästen, Gieß- und Waschkästen. Seit 1650 bemerken wir eine zunehmende Bereicherung in der Ausgestaltung, vor allem durch Einbau zahlreicher kleiner *Laden*.

Reich war die Fülle von Formen bei den *Tischen*. Neben der gewöhnlichen viereckigen ist auch die runde Gestalt öfter zu finden, einmal wird sogar ein achteckiger Tisch erwähnt. Bei diesem Möbelfstück können wir, wie dies ja seinem Zwecke am besten entspricht, eine stärkere Verwendung harten Holzes bemerken. Nußholz, Eiche, Esche wurden bevorzugt; verhältnismäßig oft wird die Tischplatte aus Stein, gewöhnlich „*Märbel*“ (Marmor), hergestellt. Für die Beliebtheit des Brettspiels zeugen die in größeren Haushalten wiederholt genannten Spieltische. Die primitivere und ältere Form des Tisches war die zusammenlegbare Tafel, welche meist aus gewöhnlichem weichen Holz gefertigt war und in den Gastlokalitäten Verwendung fand; es gab übrigens auch zusammenlegbare Tische.

Was nun die Sitzmöbel betrifft, so trat hier im Laufe des 17. Jahrhunderts insofern eine größere Verschiebung auf, als an Stelle der in älterer Zeit üblichen *Bänke* immer mehr die beweglichere Form der Einzelsitze, seien es nun Stühle oder Sessel, traten. Über die Ausführung der Bänke erfahren wir nichts Näheres; es wird sich wohl um einfache, aus weichem Holz gefertigte Stücke gehandelt haben, wie aus dem

niedrigen Preis geschlossen werden kann. Genauere Angaben sind lediglich über die Sessel zu finden; hier gab es nebst den ganz rohen Brettesseln vor allem eine große Anzahl von Lehnesseln, darunter solche mit Lederpolsterung, zum Teil auch mit „bedrucktem Leder“; andere waren mit Teppichen austapeziert und mit kunstvoller Kreuznaht verziert. Große Armlehnsessel oder Schlafessel glichen wohl unseren heutigen Fauteuils.

Außer diesen, in jedem Haushalt vorfindlichen Möbelstücken werden sonst noch einige wenige andere Arten genannt. Für die kleinen Kinder ersetzte die Wiege das Bett; bemalte spanische Wände fanden ebenfalls schon Verwendung. Den Waschtisch ersetzte ein Triangel (Dreifuß) mit dem Gießbecken. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts trat auch der Spiegel mehr in seine Rechte; dagegen werden Spinnräder nur zweimal genannt, ein Zeichen dafür, daß in bürgerlichen Haushalten nur mehr selten das Leinwandgarn selbst hergestellt wurde.

Als Ausschmückung der Wohnräume dienten schließlich außer dem Geschirr, auf welches wir noch zurückkommen werden, auch Werke der bildenden Kunst, und zwar (soweit wir dies unseren Inventaren entnehmen können) in der Hauptsache Gemälde; bei etwa einem Fünftel der besprochenen Haushalte war eine größere Anzahl von Bildern vorhanden. Nach den auffallend niedrigen Preisen kann ihr Kunstwert allerdings nicht hoch gewesen sein, obwohl man allgemein den Eindruck hat, daß die aufnehmenden Organe (meist Bürger) mehr die Größe oder den Materialwert (Rahmen) des Bildes, als seinen Kunstwert abschätzten. Vielsach, besonders bei den ganz billigen Bildern, handelt es sich wohl um Kupferstiche oder Drucke, die nach dem Geschmack der Zeit dann noch handcoloriert wurden. Trotzdem kann man behaupten, daß in den vier Fällen, wo eine zum Teil ganz beträchtliche Anzahl von Bildwerken vorhanden ist — Joseph Simerl 50, Sebastian Zauner 60, Adam Meischinger 30, David Männer 12 — nicht nur die größere Wohlhabenheit den alleinigen Grund für die Anschaffung bildete, sondern auch die höhere Bildung und damit verbundene Freude an der Kunst; waren doch drei von ihnen auch Besitzer größerer Bücherschätze.

Allerdings weist uns der Inhalt der Bilder — es sind durchwegs religiöse Darstellungen — auf andere, vermutlich dem Einflusse der Gegenreformation zu verdankende Beweggründe. Neben dem Bild Christi finden wir sehr viele Marien-(Frauen-)bilder; von den Heiligen werden Josef, Anton, Florian, Rochus und Sebastian, Hieronymus,

Ignatius und Franziskus, Peter und Maria Magdalena genannt. Unsere Bildnisse gehören daher meist der religiösen Volkskunst an; dafür spricht auch das Vorhandensein von Pergamentbildern und solchen, die auf Glas gemalt sind. Immerhin gab es auch Bilder weltlichen Inhalts; hier sind die Herrscher-Porträts an erster Stelle zu nennen. Sebastian Zauner z. B. besaß: Kaiser Leopold und die sieben Kurfürsten, den König von Ungarn und seine Schwester, Kaiser Ferdinand III., Herzog Wilhelm; einen Anklang an den Humanismus zeigt das Bild Lukretias. Außerdem finden wir noch den Zyklus „Die vier Jahreszeiten“, Landschaften in Wasserfarben, Stiche mit Städtebildern (darunter Linz und Rom) sowie Wappen erwähnt.

Ein wichtiges Mittel zur heimeligen Ausstattung der Wohnräume bildete seit jeher, ja in früherer Zeit noch mehr wie später, die Anbringung von Vorhängen, Teppichen und Decken. Der Zweck der besonderen Bauart der Himmelbetten bestand darin, mittels der rings an einem „Kranz“ angebrachten „Fürhänge“ einen förmlichen eigenen Raum innerhalb des Zimmers zu schaffen; den Grund dazu mochte einerseits die primitive Heiztechnik oder das Fehlen von Öfen gebildet haben, anderseits auch die schon hervorgehobene geringe Trennung zwischen Wohn- und Schlafräumen. Die Bettvorhänge wurden aus „Fußarbeit“, gestreiftem Barchent und „Fürgrad“, grün-weißem oder rot-weißem „Zeug“ und blau-weißer Leinwand hergestellt, seltener rot ausgenäht oder mit roten Borten verziert. Fenstervorhänge werden nur einmal erwähnt. Großen Wert legte man auf kostbare, aus Seide, Damast oder Taffet von meist roter oder grüner Farbe verfertigte Decken, deren Mittelteil Goldverzierungen, eingestickte kaiserliche Wappen, burgundische Kreuze usw. zeigte. Die Teppiche (vielfach für Tische) zeigten meist bunte Farben; türkische Erzeugnisse werden öfter erwähnt, daneben auch Nürnberger.

Mit der Schilderung dieser verhältnismäßig kostbaren, nur bei reichen Bürgern vorhandenen Ausstattungsstücke haben wir uns schon dem in den Quellen als „Bettgewand“ bezeichneten Hausrat genähert. Im engeren Sinne verstand man darunter die Federbetten, Luchenten und Pölfster, während die Leintücher (Leilachen) und Überzüge (Ziechen) zur „Leinwand“ im allgemeinen gezählt wurden. Die direkte Bettunterlage, welche in Strohsäcken bestand (nur ein einziges Mal werden Matratzen erwähnt), wird als wertlos nirgends genannt. Das Bettgewand bestand zunächst aus dem Unter- oder Federbett, dann dem Oberbett — der Luchent — und den Pölfstern oder Kissen, bei

denen wieder die verschiedensten Arten vorkommen. Es gab Haupt- (Kopf-)polster, dann Lendenpolster, Fußpolster, Magenkissen. Jedenfalls gewinnen wir den Eindruck, daß man gutes Bettzeug zu schätzen wußte und die Kosten dafür nicht scheute. Für die Bewertung dürften jedoch auch die Überzüge von Bedeutung gewesen sein, denn die Preise paßten sich zum Teil der Qualität derselben an. Reiche Bürger wie Sebastian Sumerauer und Barbara Schändherl zeigten auch hier wieder ihre Prachtliebe, indem sie sich gemalte türkische, dann mit Seide ausgenähte oder mit seidenen sowie „Krainerischen“ Borten versehene, auch ganz seidene Überzieher anschafften.

Den größten Stolz der Hausfrau bildeten die außerordentlich reichen Schätze an *Leinwand* in Form von Stückleinwand, Leintüchern, Handtüchern, Tischtüchern, Servietten usw. Man unterschied bei der Leinwand zwei, bezw. drei Qualitäten: die feine, auch klare oder härbene (auch Keisten-L.), die mittlere (Abaschten-L.) und die grobe oder rupfene; vereinzelt werden dafür auch Gewichtsbezeichnungen, z. B. achtpfündige, siebenpfündige, angewendet, wobei die leichtere Sorte die bessere war. Gewöhnlich wurde die Leinwand weiß gebleicht, doch wird auch ungebleichte öfter erwähnt. Selten dagegen finden wir gefärbte Ware, z. B. schwarze und gelbe, rote, veilchenfarbene. Mengenmäßig wurde die unverarbeitete Leinwand nach ganzen „Stücken“ oder nach Ellen gemessen. Sehr große Mengen unverarbeiteter Stückleinwand sind in den bürgerlichen Haushalten seltener, vielleicht nur bei jenen, die sich mit dem Handel damit befaßten.

Bei der Aufzählung der verarbeiteten Leinwand stehen in den Inventaren stets die *Leintücher* oder *Veilachen* an der Spitze. Für ihre Bewertung war nicht nur die Qualität der verwendeten Leinwand, sondern auch die mehr oder minder kostbare Verzierung maßgebend. Sehr häufig versah man die Leintücher mit Borten verschiedenster Art, z. B. gewirkten, rostfarbenen, weißen, durchsichtigen, roten; dazu kamen dann noch Fransen und Spitzen, unter denen wieder die „*Krainerische*“ (Krainerische) Arbeit am teuersten bezahlt wurde.

Fast in jedem Haushalt waren *Handtücher* vorhanden, deren Ausstaffierung und Bewertung sich mit dem oben Gesagten deckt. Ein schön gedeckter Tisch bildete auch schon im 17. Jahrhundert die Freude der Hausfrau, weshalb in unseren Inventaren eine reiche Auswahl an *Tischtüchern* zu finden ist. Neben der Verwendung feiner und grober Leinwand tritt hier auch der teure Damast stärker hervor; Fransen, Borten und Spitzen dienten zur Verzierung, wobei „*Schleifische Arbeit*“ den höchsten Preis erreichte. Zum Tisch gehörten neben

dem Tischtuch auch noch die Servietten, damals als „Tischsalvet“ oder „Tischfazilet“ benannt. Fein ausgeführte verfertigte man aus Damast und verjah sie mit Spitzen oder sie wurden aus „Fußarbeit“ hergestellt und mit Fransen verziert. Im Inventar nach Barbara Schändherl werden schließlich auch noch eine größere Anzahl von „Zuckertüchern“, zum Teil sehr kostbar verfertigt, aufgezählt, z. B. eines mit Gold gestickt, mit einem goldenen Adler in der Mitte, ein anderes mit roter Seide ausgeätzt, ein drittes von veilchenfarbener Seide.

Von der Leinwand im allgemeinen gelangen wir nun zum „Leinengewand“ im engeren Sinne, also zur Leibwäsche, wie wir heute sagen würden, und damit eigentlich zu einem neuen Abschnitt: der Kleidung. Die Schwierigkeiten, hier ein einigermaßen verständliches und richtiges Bild zu gewinnen, sind mehrfacher Art. Zunächst sind unsere Quellen sehr verschieden ergiebig; es scheint, als hätte man die Kleidung nicht immer und auch dann nicht vollständig aufgenommen. Ein anderes Hindernis liegt mehr in der Bearbeitung; Trachtenschilderungen verlangen eingehende Kenntnisse, abgesehen davon, daß nur wenige wirklich brauchbare Behelfe (Konrad Mautner und Viktor Geramb, Steirisches Trachtenbuch, Graz 1932 f.) zur Verfügung stehen; die Angaben der Inventare selbst sind nur dürftig, zeitgemäße Vinzer Porträts fehlen.

Bei der Männerkleidung wurde zunächst als Unterkleidung das Hemd getragen; die urtrachtliche Form des „Hemets“ als Leibrock war im 17. Jahrhundert in bürgerlichen Kreisen schon fast verschwunden, nur Josef Simerl besaß noch ein „roth carmasinfarbes altes hemet“. Eine weitere Ausgestaltung der Unterkleidung bildeten die Schlafhosen, die vermutlich den heutigen Unterhosen entsprachen und aus Wolle oder Leinen verfertigt wurden. Die im 16. Jahrhundert so beliebten breiten Halskrägen (Mühlsteinkrausen) werden in unseren Inventaren nur noch zweimal um 1600 erwähnt.

Als Brustkleid diente bis gegen 1650 vorwiegend das Wams; als Stoffe wurden dafür Fürgrad, Taffet, Leder, Barchent, Leinen, Masselan und Damast verwendet; die Farbe war meist grau oder schwarz. Reiche Bürger ließen dieses und andere Kleidungsstücke mit zahlreichen silbernen Knöpfen ausstatten. Später tritt an die Stelle des Wamses das Ramisol; hier wurden meist bunte Farben bevorzugt. Der zeitgenössischen Kriegsmode ist die häufige Verwendung des Lederkollers (Goller) zu verdanken; Hirsch- und Korduanleder waren bevorzugt, Knöpfe aus Achatstein (Aggstain) dienten zur Zier.

Selten ist jedoch schon der uralte Brustfleck geworden, der nur zweimal erwähnt wird.

Der Männerrock tritt nur um 1600 noch in der alten Form des „Leibrocks“ auf, sonst wird meist die gewöhnliche Kurzform des „Röckls“ erwähnt. Bemerkenswert ist der fremde Einfluß in dem „Eusackhenröckl“ des Andre Schädli und dem „Schwedischen Röckl“ des Josef Simerl. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dringt dann der lange, vorne geteilte Rock wieder in neuer Form (als Vorläufer des heutigen Gehrocks) vor. Im Nachlasse des Sebastian Zauner fand sich ein schwarzer, mit weißem Fuchs gefütterter und mit vergoldeten Silberknöpfen versehener „Menscheter Rock“ sowie ein dunkelfarbener neuer „Kaputhrockh“ vor.

An Mänteln werden insgesamt 34 Stück bei zehn verschiedenen Personen aufgezählt. Am beliebtesten war dem Zeitgeschmack entsprechend die schwarze Farbe; außerdem wird noch Braun, Sattgrün und Stachelgrün erwähnt. Als Stoff wird gewöhnlich Tuch verwendet und zwar englisches, Meigner, Benediger, holländisches, also durchwegs ausländische Ware. Gut ausgeführte Mäntel waren innen gefüttert, hatten „tobinene“ oder „ternelenische“ Ausschläge sowie Samtkragen und wurden mit Spizen verbrämt.

Von der im 17. Jahrhundert oft recht prunkvollen Ausstattung der Beinkleider in Form der Buff- oder Bauschhose erfahren wir aus den Inventaren recht wenig, da die Hosen gewöhnlich nur als Zubehör zur Kleidung ohne genauere Beschreibung erwähnt werden; eine beliebte Zier waren die sogenannten „Pamettl“. Zu den kurzen Kniehosen gehörten kunstvoll verfertigte Hosenbänder. Der Schneider Caspar Schwab besaß ein Paar französische, Andrä Schädli silberfarbene, Josef Simerl doppeltaffete samt den „Schuerossen mit spizen“. Je mehr sich die Kniehose gegen die Beinlinge und Langhosen durchsetzte, desto stärker nahm die Mode der Strümpfe zu. Beim Schneider Schwab fand sich ein ganzes Warenlager (150 Paar) vor, und zwar rupfene, härbene, lodene, wollene, gestrickte und seidene; von dieser letzteren Gattung besaß der Bürger Josef Simerl rote karminfarbene, grüne und perlfarbene; Adam Meischinger braune und grüne halbseidene und weiße ganzseidene.

So gut wie nichts erfahren wir über die Beschuhung; Kopfbedeckungen werden recht selten und auch dann oft nur ganz allgemein als „Mannshut“ erwähnt. Sebastian Sumerauer besaß einen weißen Hut mit roten und weißen Federn und einer Perlmutter-„Medey“. Außer Hüten wurden noch Rappen und Hauben getragen. Im Inventar

Sumerauers wird eine „Neplkappen“ sowie ein „schwarz Heubl von Piberhören Pelz“ angeführt. Das Lager des Schneiders Schwab wies acht Hauben, darunter eine „Allmodo“, und fünf „Schlafhauben“ auf; Josef Simerl besaß eine schwarze Fellhaube und zwei Kappen aus Samt, bezw. Damast.

Zur Männerkleidung sind schließlich auch noch die kriegerischen, zur Rüstung gehörigen Feldzeichen, Schärpen usw. zu zählen. Bei Sebastian Sumerauer finden wir z. B. ein rotes Feldzeichen von einfachem Taffet mit rotseidenen Spitzen, eine Feldbinde von einfachem schwarz und gelben Taffet sowie für den Hut einen „aschenfarbenen Federpuschen“; der Ratsälteste Zauner war prunkvoll ausgestattet mit einem zweifärbigen Wehrgehänge von „Cameloth“ mit silbernen, vergoldeten „Amperellen“, einer schwarzen doppeltaffeten Schärpe mit Franzen, einer karminroten Schärpe mit Silberspitzen und unterschiedlich gefärbten Hutfedern samt „Poschen“.

Bei den Frauen bildete so wie bei den Männern das Hemd das wichtigste Unterkleid, auch war die Anzahl durchwegs größer wie bei den Männern; einige Male werden gestrickte Weiberhemden und „Bettpfaidten“ (Nachthemden) erwähnt. Um das Jahr 1600 trugen die vornehmen Frauen noch feine, sichtbare Überhemden, sogenannte Halspfaiden oder Halsgöllert. Die Sitte der Krägen, wobei die steifen spanischen allerdings nur zweimal genannt werden, sowie das Tragen der Ärmelpuffen hielt sich bei den Frauen etwas länger wie bei den Männern (bis 1670); ein „samtes Halsl“ fand sich bei Maria Zaunerin (1694).

In der Entwicklung des weiblichen Oberkleides war die Trennung in Leib- und Schoßteil vorherrschend geworden, wenn wir auch in einzelnen Fällen noch die alten Ganzkleider vermuten können; die Bezeichnungen für die Kleiderarten, bezw. -stücke können nämlich nicht immer ganz sicher gedeutet werden, weil z. B. unter „Rock“ sowohl ein Ganzkleid als auch nur (wie heute) der Schoßteil gemeint sein kann.

Als Brustkleid trugen die Frauen das Wams, welches hauptsächlich aus Atlas, Damast, Taffet oder Samt gefertigt, fast immer mit Spitzen verbrämt wurde und meist von schwarzer Farbe war. Mit der zunehmenden modischen Verengerung des Oberleibes durch die Schnürbrust, besonders seit 1650, trat das Nieder wieder stärker in den Vordergrund. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde unter der Bezeichnung Nieder vermutlich nicht immer das modische, durch Fischbein versteifte Korsett, sondern oft noch die ältere, weiche Form des Brustleibs verstanden. Ausgesprochene „Schnürnieder“ als

solche werden übrigens selten erwähnt und auch hier nur einmal in besserer Ausführung; die billigen, aus Masselan gefertigten Schnürmieder wurden wohl nur als Unterkleider verwendet. Die Obermieder wurden ähnlich wie das Wams aus Damast oder Samt gefertigt und mit goldenen oder silbernen Spitzen verbrämt.

Fast alle anderen Frauenkleider werden als „Rock“ bezeichnet, worunter, wie bereits erwähnt, sowohl Ganzkleider als auch nur Schoßteile verstanden sein können. Allgemein verbreitet war die Verwendung des „Fürtuchs“ (der Schürze), die gewöhnlich gleichzeitig mit dem Kleide angeführt wird. Einige Beispiele mögen die oft kostspielige und reiche Frauentracht vor Augen führen: Eine vollständige Garnitur der Anna Schädli umfaßte einen guten damastenen Rock mit zehn Blättern, ein Samtmieder mit Silberspitzen, dazu ein Fürtuch von gutem Damast und einen Mantel aus demselben Stoff mit Samtausschlägen. Unter den Frauenkleidern im Nachlasse des Josef Simerl befanden sich u. a. ein Rock von „königsfarbenen“ gutem Damast samt dem Fürtuch mit Silberspitzen, ein schwarzer „tobiner“ Rock samt einem mit goldenen „Gallanen“ eingefakten und mit Spitzen verzierten Fürtuch, ein gefärbter türkischer „Machenischer“ Rock samt dem mit grünen Spitzen eingefakten Fürtuch; von zwei vollständigen Kostümen der Elisabeth Stettingerin umfaßte das erste ein Wams, einen Unterrock samt Fürtuch, einen Mantel mit Samtausschlägen, alles von glattem schwarzen Damast und mit schwarzen Spitzen ausgemacht; das zweite bestand aus einem Rock von königsfarbenem und blauem Doppeltaffet samt einem Fürtuch und einem seidenen damastenen Wams, mit zwei Paarmeteln verbrämt.

Außer den uns schon aus obigem bekannten Mänteln, gewöhnlich als „Mänderl“ bezeichnet, dienten als Überkleid noch die selten erwähnten „Schauben“. Pelze sind bei Männern und Frauen fast nur in der Verwendung als „Schlaspelze“ erwähnt. Von sonstigen Kleidungsstücken haben wir das teure, aus Taffet oder Damast gefertigte und mit Spitzen verzierte Fürtuch schon kennengelernt; zum Hausgebrauch wurden Schürzen aus Leinwand verwendet, die in besserer Ausführung ebenfalls mit Spitzen versehen wurden.

Verhältnismäßig wenig ist uns über die Frauenstrümpfe überliefert; gewöhnlich wurden einfache, aus Baumwolle gestrickte getragen, ja, Maria Schaussintin besaß sogar noch solche aus Leder! Dagegen werden im Nachlasse Josef Simerls auch seidene „Weiberstrümpfe“ erwähnt.

Reichlicher fließen die Quellen über die weiblichen Kopfbedeckungen. Das urtrachtliche Haupt- oder Kopftuch wurde im 17. Jahrhundert in bürgerlichen Kreisen nicht mehr allzu häufig getragen; gewöhnlich war es aus Leinwand gefertigt. Anna Birkmayrin besaß jedoch eines mit „gemalener Arbeit“, Anna Schädler ein mit Seide ausgenähtes. Noch seltener werden Schleiertücher erwähnt; im Besitze der letztgenannten Bürgerin befanden sich etliche „clagschlair“ und ein „braitter schlair samt ain zugehöriger kopfschlair“. Desgleichen werden Hüte nur viermal ohne nähere Beschreibung genannt.

Häufiger waren die verschiedenen Formen der Hauben, sei es nun aus Leinwand oder Pelz; beliebt waren die „Hillmizl“, welche aus Damast, Fürgrad und anderen Stoffen hergestellt, mit Samtborten verziert und innen mit Pelz (Marderkehlen) gefüttert wurden. Übrigens war damals schon der Muff oder „Stuizen“ in Gebrauch. Zu der vornehmen Bürgertracht gehörten schließlich auch die mit metallischen und Perlenzierat geschmückten Hauben; so besaß z. B. Barbara Schändler eine „Hauben mit Perlen und gultenen Stefften“ sowie eine „guldene Hauben mit Flinderln“, außerdem einen Brautkranz mit Perlen, wie denn überhaupt der Perlenschmuck sehr verbreitet war.

Der Schmuck wird als „Geschmeide“ immer gleichzeitig mit anderen Gegenständen aus Edelmetall erwähnt; wir wollen jedoch vorerst jene Stücke besprechen, die als Zutat zur Tracht besonders im Bürgerstande eine gewisse Rolle als Standeszeichen spielten.

Eine wichtige Ergänzung zum Kleid bildete der Gürtel, welcher sowohl von Männern als auch von Frauen getragen wurde; insgesamt werden in unseren Inventaren vierzig Silbergürtel bei zwölf verschiedenen Personen angeführt. Es gab Fläschengürtel, Gliedergürtel, Rettengürtel, gestrickte und lederne silberbeschlagnene Gürtel; bei den Frauen gehörten die Gürtel oft zur Brautausstattung, weshalb sie als „Brautgürtel“ bezeichnet wurden. Als Zierat dienten oft vergoldete „Röseln“. Zu den Gürteln wurden dann noch als Behänge silberne Messerscheiden oder Schlüsselhaken getragen.

Schwere goldene Ketten, wie die sechseckige im Besitze der Barbara Schändler im Werte von 400 fl. sind selten; im Nachlasse derselben Bürgerin befand sich auch noch ein Paar Arm bänder zu 54 fl., ein Schmuck, der auch nur den Reichen vorbehalten war. Häufiger dagegen werden Perlenschnüre erwähnt, obwohl sie nicht gerade billig kamen; auch in diese wurden bisweilen „goldene Röseln“ eingereiht.

Groß und vielfältig ist die Zahl der verschiedenen *Anhänger*, die meist mit religiösen Symbolen, wie dem Kreuz, Agnus Dei, Marienbild usw. oder auch anderen Gegenständen, denen man irgend eine magische Schutzwirkung zuschrieb, versehen wurden. Im Nachlasse Josef Simerls befand sich ein „Kindsbehang“, der als Anhänger ein durchbrochenes Herz, einen Wolfszahn sowie einen großen silbernen Pfennig zeigte; das Tragen von Münzen an Bändern oder Ketten war überhaupt allgemein Sitte. Sehr häufig werden schön ausgeführte *Rosenkränze* oder „*Petter*“ (aus Aggstein = Achat) erwähnt. Bemerkt sei, daß die selten vorzufindenden Taschenuhren ebenfalls um den Hals getragen wurden.

Einer großen Beliebtheit erfreute sich der *Ringschmuck*; auffallend ist, daß die Ringe, obwohl mit Diamanten, Rubinen, Smaragden versehen, durchschnittlich nicht besonders hoch bewertet wurden und nur der Saphir höhere Preise erzielte. Viele Bürger besaßen einen *Petschier-* oder *Siegelring*, Anna Birkmayr einen Ring mit einem „heidnischen Kopf“. Der Ausschmückung der Kleider mit *Silberknöpfen* haben wir schon gedacht; gegen Ende des Jahrhunderts werden bei den Männern bereits *Filigran-Hemdknöpfe* getragen.

Wie schon erwähnt, wurden in den Inventaren unter dem „*Geschmeide*“ nicht bloß der Schmuck, sondern auch alle anderen *Gebrauchsgegenstände*, die aus Edelmetall gefertigt waren, verzeichnet. Von den Trinkgefäßen stehen an erster Stelle die *Becher*, welche je nach ihrer besonderen Form als *Hofbecher*, *Spitzbecher*, *Kelchbecher*, *Becherl* usw. benannt wurden; gewöhnlich waren sie aus Silber und (innen und außen) vergoldet. In kostbarer Ausführung wurde der Deckel mit einer Figur, wie z. B. *Rupido*, *Judith*, „*Mändl mit Schilt*“ geschmückt. Ähnliche Verzierungen trugen die noch teureren *Kannen*, z. B. einen *Tannenzapfen* oder einen weißen silbernen *Strauß*. Etwas häufiger werden die silbernen, vergoldeten *Schalen* und *Tassen* erwähnt. Dann finden wir noch vereinzelt andere Gefäße von besonderer Gestalt und eigenartigen Namen: *Magelel*, *Weintrauben*, *Nonnen*, *Nach Potting*, zum Teil ebenfalls mit *Löwenköpfen*, *Kreuzen* usw. verziert. Ein besonderes Augenmerk richtete man auf kostbare *Salzfässer*. In einigen Inventaren ist übrigens der Herstellungsort dieser Silberwaren angegeben; meist handelt es sich um „*Augsburger Prob*“, nur einmal auch „*Pinzer Prob*“ und „*Mährische Prob*“.

Eigentümlich berührt uns die für die damalige Sitte bezeichnende Tatsache, daß von dem *Esbesteck* fast nur *Löffel*, selten dagegen *Messer* und *Gabel* erwähnt werden. Echte Silberlöffel waren übrigens

auch nicht in allzu großer Zahl vorhanden, selbst wohlhabende Familien besaßen höchstens zwei bis drei Duzend; sonst benützte man noch gerne Löffel aus Buchsbaumholz mit silbernen Stielen. Vollständige Bestecke mit Gabel, Messer und Löffel werden immer nur einzeln genannt; ein eigenartiges Eßgerät ist der einmal erwähnte „Zungschaber“.

Zur Bereitung der Bierwürze dienten die mit Silber eingelegten Mustatnüsse. Der sehr wohlhabende Josef Simerl hatte unter seinen Schätzen eine silberne, vergoldete „Möhrschnech“, die nicht weniger als 146 fl. kostete, dann noch ein „Lägl Serpentin“, mit Silber beschlagen und vergoldeten Reifen, sowie eine vergoldete Muschel „oben auf mit Fortuna“. Für den religiösen Sinn der Linzer zeugen die häufig vorkommenden silbernen Weihbrunnkessel. Von kleineren Gebrauchsgegenständen seien schließlich noch die manchmal vorkommenden „Tabakfläschl“ und „Tobakbigl“ für die Männer und die silberbeschlagenen Bürsten, Spiegel und „Balsambigl“ für das schöne Geschlecht erwähnt.

Unter dem „Geschmeide“ des Sebastian Zauner werden eine Reihe kostbarer Gläser angeführt: ein Glasfuß übergoldet samt dergleichen Deckel mit Fortuna, ein gläsernes Schällerl mit silberbeschlagenen Handhaben und breitem, vergoldetem Fuß; außerdem noch fünf gläserne, gemalene Krüge und zwei gläserne blaue Schüsseln. Bei demselben Besitzer wird aber dann noch eigens ein größerer Vorrat an Glasgeschirr verzeichnet, der aus Deckelgläsern (zum Teil venezianischer Herkunft), einem „Venetischen Trinkgläsl mit vier Stannezln“, einem „gerissenen Einsatz mit elf Gläsln“, mehreren geschnittenen „Stüzl“, zwei „Schwimbgläsern“, einem „gemallenen Willkhomb“ und zwei „Stehmerln“ sowie anderen „gemeinen“ Trinkgläsern bestand.

Auch über Majolika-Geschirr gibt uns nur das Inventar nach Sebastian Zauner genauere Auskunft; außer ihm besaß nur noch Adam Meischinger eine größere Anzahl, darunter elf weiße und sieben grüne Schüsseln Gmundner Arbeit. Der Vorrat Zauners setzte sich aus großen Randkrügen, Seittkrügen, Halbkrügen (Gmundner Arbeit), großen (z. T. blauen), mittleren und kleinen Schüsseln zusammen; vermutlich waren die unter dem Geschmeide angeführten „zwei Seittkrüge mit Silber beschlagen“ sowie ein „blau verzierter“ Halbkrug ebenfalls Majolika-Ware; ob daselbe bei den sechs Seittkrügen „Widertaufer“ sowie den zwei „bauchten Widertaufer“-Krügen, „jeder ein halb haltend“, der Fall war oder ob es sich dabei um Steingut handelt, ist ungewiß. Irdene Flaschen und Krüge mit „Zinnhüllen“ und „Zinnschrauben“ waren jedenfalls sehr verbreitet; es gab auch Flaschenkeller mit fünf bis neun Flaschen und Zinnschrauben sowie sogenannte „Sauerbrunnflaschen“. Selten

und sehr teuer ist Geschirr aus Terra sigillata, wovon nur Anna Birkmayr ein „Krügl“ besaß; an Porzellan wird lediglich bei Josef Simerl eine in Silber gefasste Schale erwähnt.

Der Großteil des Geschirres wurde aus Zinn, Kupfer, Messing und Eisen hergestellt. Die außerordentliche Verbreitung des Zinngeschirres ist ja allgemein bekannt. In den Inventaren geschieht gewöhnlich nur des Gesamtgewichtes Erwähnung, die einzelnen Stücke werden nicht besonders aufgezählt; dies ist lediglich bei der Vermögensaufnahme nach Sebastian Zauner der Fall, weshalb diese Quelle für die folgenden Aufzählungen herangezogen wurde. Aus Zinn verfertigte man: größere, mittlere und kleine Schüsseln, Schällerl, Teller, große Kannen, Lichtringkannen, mittlere und hohe Halbkannen, Seitkannen, Flaschen, Leuchter, Gießbecken, Becher, Nachtgeschirre, Handfässer, Handbecher, Fischblätter, Wassertipferlinge, Weiskessel. Schon geringer sind die Mengen an Kupfergeschirr, welches in folgenden Stücken anzutreffen ist: Laboriertessel, Badetessel, Rhieltessel, Wasserpitschen, Abwaschtessel, Schüsseln, Becken zum Tortenmachen, Wasserschaff, Waschbecken, Schneeballenpfanne, Gstandner zum Wasser, Tortenpfanne. Wesentlich kleiner ist der Vorrat an Messing, aus welchem man Waagen, Blutpfannen, Becken, Einmachpfandl, Pfannen und Sprizen herstellte. Bleigeschirr ohne nähere Bezeichnung wird nur bei Anna Birkmayr erwähnt.

Das gewöhnliche sogenannte Küchengeschirr war aus Eisen oder Blech verfertigt. Es gab Bratspieße, Feuerhengste, Pfannen, Leuchter, Pfeffermühlen, Fischbrater, Buttersprizen, Krapfeneisen, Hollhipeneisen, Waffeleisen, Pfannen, Raste, Schüsselwaagen; an „Klampferarbeit“ außerdem noch Zapfenmasse, Schüsselringe, Straubenlöffel, blecherne Hüte, Zuckerstraubenpfannen, „Cronnen Mödel“, pfündige Tortenmodel, „dreivierting“ Model zu Mandeltorten, Mandelmodel, verschiedene Model zum Krapfenbacken, Trichter.

Außerhalb unseres Themas stehen die Handwerksgeräte, von denen wir übrigens ohnedies nur in drei Fällen unterrichtet sind, und sonstige Hausgeräte wie Fässer, Säcke oder andere Gefäße zur Aufbewahrung, bzw. Versendung von Waren, schließlich auch die allenfalls erwähnten Vorräte an Vieh, Fleisch, Mehl und Schmalz, da diese augenscheinlich nur in einzelnen Fällen verzeichnet wurden. Häufiger werden lediglich größere Mengen an Haar und Garn (zur Herstellung von Leinwand) verzeichnet. Nur hinsichtlich des Roßzeugs sei bemerkt, daß die Schlittengeschirre mit farbigen wollenen Franzen und Schellen verziert wurden.

Nicht unerwähnt mögen jedoch die in vielen Bürgerhäusern (17mal) vorhandenen *Mannsrüstungen* bleiben, ein Zeichen der selbst im 17. Jahrhundert noch immer erhaltenen Wehrfähigkeit des Bürgertums. Als Beispiel möge die Ausrüstung des schon oft erwähnten Sebastian Zauner dienen: zwei Terzerole, eine lange Flinte, ein langgezogenes Rohr, ein Piestrohr mit acht Zügen, zwei langgezogene Rohre mit sechs Zügen, ein Scheibenrohr, zwei Paar Pistolen, eine Pulverflasche, ein Paar Hulfster mit grünsamtenen Kappen, ein zweites Paar mit juchtenen Kappen, ein etwas vergoldeter Degen, drei gemeine Degen, ein ungarischer Säbel, ein schwarzer glatter Degen, ein großes Schlachtschwert, ein Paar Harnisch-Handschuhe, eine Partisane, ein Springstecken, ein großes vergoldetes Schwert samt Futteral, eine Patronentasche, zwei Hauswehren und zwei Hellebarden. Bei dem rund 60 Jahre früher verstorbenen Sebastian Sumerauer fanden sich noch vollständige Rüstungen mit Blechhandschuhen, Panzerärmeln und Sturmhauben sowie ein Richtschwert (!) vor. Die zur Rüstung gehörigen Wehrgehänge, Schärpen und Federhüte wurden schon bei der Männerkleidung besprochen.

Nebst Wehr und Waffen vergaßen die Linzer Bürger des 17. Jahrhunderts aber auch nicht ganz auf die Anschaffung geistigen Rüstzeugs, wie die in den Inventaren verzeichneten *Bücher sätze* beweisen. Abgesehen von gelegentlichen Erwähnungen von Gebetbüchern treffen wir bei vier Bürgern, nämlich Sebastian Sumerauer, Josef Simerl, Sebastian Zauner und David Männer, eine größere Anzahl von Büchern, ausgesprochene Bibliotheken eigentlich nur bei den beiden letztgenannten; noch auffallender als bei den Bildern tritt hier die Tatsache zutage, daß dieser Besitz kein zufälliger ist, sondern mit der höheren Stellung und Bildung der Eigentümer in Zusammenhang steht. Der materielle Wert der Bücher ist freilich verhältnismäßig gering und zahlreiche der angeführten Druckwerke sind nur kleinere Traktate, so daß wir uns keine übertriebenen Vorstellungen machen dürfen.

Eine genauere Beschreibung würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, weshalb hier lediglich einige allgemeine Bemerkungen angebracht werden können. Bei Sebastian Sumerauer und Josef Simerl tritt das religiöse Interesse an der Reformation, bezw. Gegenreformation noch stark hervor; Sumerauer dürfte dem evangelischen Glauben angehangen haben, denn wir finden bei ihm die Hauspostillen Luthers und andere protestantische Literatur; bei Simerl kann aus den Büchertiteln allein nicht sicher auf ihre konfessionelle Herkunft geschlossen

werden, doch deutet der Besitz eines Heiligenlebens und vieler Gebetbücher auf katholischen Einfluß. Noch in der Bibliothek Zauners finden wir katholische und protestantische Traktatliteratur nebeneinander, allerdings bei starkem Überwiegen der katholischen; es läßt sich nicht sagen, ob die geistige Einstellung des Besitzers ebenso zwiespältig war oder ob es sich bloß um überkommene, unbeachtete Werke handelt.

Bei allen drei bisher genannten Bürgern bemerkt man ein sichtliches Interesse an „Historibüchern“, bei Zauner auch an zeitgeschichtlichen Ereignissen, wie die wiederholte Erwähnung von Zeitungen und Relationen (aus Frankfurt), Reichstagsabschieden usw. beweist. Auf die Tätigkeit Zauners als Ratsältester deutet eine Reihe von Werken juridischen Inhaltes, darunter eine 1582 geschriebene oberösterreichische Landtafel, die Halsgerichtsordnung Karls V., ein Consuetudinariusbuch und anderes hin. Auffallend ist auch das Vorhandensein mehrerer französisch geschriebener Bücher; unter den wenigen literarischen Werken werden die Komödien von Hans Sachs genannt. Sonst sind noch etliche Koch-, Kräuter- und Medizinbücher, dann auch die deutsche Meßkunst von Johannes Repler verzeichnet.

Ausgesprochen wissenschaftlichen Charakter zeigt, wie bereits hervorgehoben, die Bibliothek des Stadtschreibers David Männer; sie ist in zwei Teile, einen juridischen und einen medizinischen, gegliedert und umfaßt insgesamt 115 Werke. Wieso und warum Männer, der seinem Berufe nach Rechtsbeamter war, auch eine medizinische Literatur besaß, läßt sich kaum erraten, es sei denn, daß dieser Teil im Erbwege an ihn gekommen ist. Jedenfalls aber ist die Bibliothek des höchsten Magistratsbeamten jener Zeit ein Beweis dafür, daß die Bürger unserer Heimatstadt, welche im 17. Jahrhundert an der Spitze unserer Stadtverwaltung standen, nicht nur die weltlichen Güter zu mehrren vermochten, sondern auch an den geistigen Errungenschaften regen Anteil nahmen und sie zum Wohle des Gemeinwesens anzuwenden suchten.

